

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

168 (20.6.1923) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Rückblick.

Von Ida Bobenstein.

„Mutter“, werde ich zu ihr sagen, wenn sie mich am Himmelsthor erwartet, ich bin gern auf Erden gewesen.“

Mutter wird dann froh sein, denkt die Kranke weiter, daß ich glücklich war und mich auch ohne sie auf der Welt zurechtgefunden habe. Und sie braucht sich keinen Kummer mehr zu machen, weil sie mich einst so jung und schuldlos zurücklassen mußte.

Sie wird mich fragen, wie es mir hier unten ergangen ist. Zwar ist es schon lange her, daß sie die Erde verlassen hat, und es wird ihr daher wohl eierlei sein zu hören, wie ich aufgewachsen bin und wie sich mein Leben äußerlich gestaltet hat, aber sie wird wissen wollen, ob ich gut war und hilfsbereit und ob ich auch genug Liebe in mir hatte. Außerdem liegt die Kranke jetzt da.

Nun kann ich Mutter von dem erzählen, was mir das Gedächtnis auf Erden war. Hier unten kann ich doch mit niemand darüber reden, denn immer begegne ich dem gleichen Vorwurf, daß ich meine Gesundheit leichtfertig geopfert hätte. Wie froh bin ich aber, daß es auch für mich etwas gab, für das ich mein Leben einsetzten konnte, denn wie arm käme ich sonst zu Mutter.

„Du bist so jung noch“, höre ich sie sagen, „hast du denn alles erlebt, was das Herz an Lust und Leid tragen kann? Wärest du nicht lieber noch auf Erden geblieben?“

Ein nachdenkliches Nicken geht über das Gesicht der totkranken jungen Frau.

„Das Leben hatte viel Süßigkeit für mich und viel Bitterkeit, mein Herz ist erfüllt davon und verlangt nichts mehr“, antwortet sie in Gedanken. Und irgendwoher scheint ein Hauch der himmlischen Ruhe sie geirret zu haben, denn sie legt sich zurecht und sagt:

„Wo du bist, ist Frieden, Mutter.“

Sie sieht ihre Mutter jetzt im Geiste vor sich stehen und wundert sich über den traurigen Blick, der auf ihr ruht.

„Nun, nun glaubt Mutter gewiß, ich hätte ein schweres Schicksal hinter mir, weil ich noch jung bin und die Welt schon gern verlasse. Und dabei ist meine Geschichte so einfach und kurz, ganz alltäglich, nur daß die große Liebe verklärend darüber liegt.“

Die letzte irdische Sorge fällt jetzt von ihr ab, weil sie endlich davon reden kann, wofür sie ihr Gerüst hingebend.

„Höre mich an, Mutter“, bittet sie, „und sage, daß du zufrieden mit mir bist und daß ich nicht unrecht gehandelt habe.“

Früher, steht du, war ich ein oberflächliches und äußerliches Geschöpf und dachte nur an mich selbst — da kommst du zu mir und verläßt mich, was es mir doch noch, als ich dich verlor, hatte, war es mir wichtiger, daß mein Bräutigam reich und angesehen war und daß ich ein bequemes Leben an seiner Seite haben sollte. Nicht böse sein, Mutter — wenn du mich nicht so früh verlassen hättest, wäre ich nicht so selbstständig geworden.

Auch mein Verlobter spielte und scherzte erst nur mit mir. Er begehrte mich um meiner Schönheit willen, und mich lockte sein Reichtum. Ich schmückte mich für ihn und dachte dabei an die glänzende Zukunft, die wie ein buntes farbenfrohes Gewebe vor mir ausgebreitet lag — den ersten Himmelskranz, der die Farben später erst am Bewußtsein bringen sollte, sah ich nicht.

Nur vor unierer Hochzeit unternahm mein Bräutigam eine Geschäftsreise, das heißt, mir gegenüber schloß er Geschäfte vor; in Wahrheit aber fuhr er in die Stadt zum Arzt und von da reiste er gleich weiter in eine Lungenheilstätte nach dem Süden. Von dort erst gab er mir Nachricht, denn er hatte mich nicht nochmals wiedersehen wollen, weil er nicht wußte, ob er dann die Kraft zur Trennung noch gefunden hätte. Er hatte selbst nicht geahnt, daß er so bedenklich krank sei; nun gab er mich frei und wünschte mir ein glückliches Da-sein mit einem anderen Manne. In meiner ersten Befürzung wollte ich mich auch enttäuscht von ihm und den zusammengebrochenen Zukunftsstrahlen abwenden, aber gleich schämte ich mich dieser An-

wandlung. Ich las seinen Brief nochmals durch. Zart und liebevoll waren seine Abschiedsworte, und sie erinnerten mich an unser letztes Zusammensein am Abend vor seiner Reise.

„Gertrud“, hatte er mich da gefragt, „wenn ich arm oder krank und hilflos wäre, liebtest du mich dann auch?“ Er hatte noch nie so ernst zu mir gesprochen, und ich sah ihn verwundert an. Es fiel mir auf, daß er blaß und elend aussah. In aufwallender Bitterkeit — denn zum erstenmal hatte er in meiner Seele an das gerührt, was dort verdrängt lag — antwortete ich ihm: „Dann noch mehr.“ Er aber seufzte und wandte sich traurig ab.

Ich dachte jetzt nur noch daran, was er leben mußte. Vergessen waren alle Äußerlichkeiten, um bereitwillig ich ihn einst erwählt hatte. Sobald ich konnte, reiste ich zu ihm.

Im fremden Land, im Garten sorgsam in den Pflanzstühlen gebettet, sah ich ihn wieder.

Lange sah er mich forschend an, als wollte er in meinem Herzen lesen, was mich zu ihm führte.

„Du kommst zu mir“, fragte er zögernd, „was willst du von mir?“

„Bei dir bleiben will ich“, antwortete ich ihm.

Jeder Augenblick meines Lebens soll dir gehören. Du bist krank und schwach, und ich habe Kraft für uns beide. Ich verstehe dich.“

Freudig streckte er die Arme nach mir aus, ließ sie aber gleich wieder nutzlos sinken.

„Es geht nicht“, sagte er, „und es darf nicht sein. Du bist auch für ein anderes Leben geschaffen, Gertrud.“

So wenig glaubte er an mich.

„Ich wüßte bis jetzt nicht, was Liebe sei“, gestand ich ihm zögernd, „ich weiß es erst, seit du krank bist.“

„Du mußt mich vergessen, Gertrud, die Zeit wird dir helfen.“

„Nie“, sagte ich bestig.

Er aber wandte nur langsam den Kopf nach mir und sah mich schweigend an. „Wie bald werde ich in deinem Herzen ausgelöscht sein“, stand deutlich in seinen Zügen zu lesen.

Ich warf mich vor ihm nieder.

„Sage mir, was soll ich tun, damit du an mich glaubst?“

Er kämpfte mit sich und sog mich dann sanft zu sich empor. „Ich glaube dir, Gertrud“, sagte er, „aber du darfst nicht bei mir bleiben, denn ich fürchte die Krankheit auf dich zu übertragen. Geh! — später habe ich vielleicht nicht mehr die Kraft dich fortzuschicken.“

Nebend erbot ich meine Hände gegen ihn. „Du darfst mich nicht forschend an. Dann gleiche ich wieder zurück in mein altes oberflächliches Leben. Ich habe dich erwählt, als du im Glück warst, ich verlaße dich jetzt im Unglück nicht. Meine Seele beginnt gerade zu leben — stoße sie nicht wieder in die Finsternis zurück.“

Er legte seine Hand auf mein Haar.

„So bleibe denn, Gertrud, hab' Dank.“

Von dieser Stunde, Mutter, ging mein Leben an.

In den kurzen darauffolgenden Jahren, die ihm noch geschenkt waren, erlebte ich alles, was ein Herz fähig ist, zu fühlen und zu tragen. Vom höchsten Glück ging es durch tiefsten Schmerz zum ruhigen Entgehen.

Von dieser Stunde an war kein selbstfüchtiger Gedanke mehr in mir. Mein Herz war erfüllt von der Aufgabe, die es sich gestellt hatte, und gewann mit jedem Tag an Festigkeit. Ich hörte weder auf seine Einwendungen noch auf die des Arztes, der mich vor Anlehnung warnte.

Seine letzte Lebenszeit verlebten wir in seiner Heimat. An dem See, an dem er als Knabe gespielt, kauften wir uns ein Haus. Dort richteten wir uns ein und vergaßen, das Leben nach Tagen zu zählen. Was wüßte ich früher davon, zu welchem Erlebnis eine Waise, eine Waise, eine Waise werden konnte. Aber seine Augen hatten darauf gerührt, die sich schon langsam von der Erde abwandten, und mein Herz in seinem unruhigen Begehren hing an stiller zu werden.

In sonnigen Tagen lag er draußen am See und atmete die reine Luft. Weiße Segelboote zogen ruhig ihre Bahn. Ich habe die Erinnerung an viele solcher Tage in mir, die wir zusammen glücklich

verlebten, als läge nie ein Ende vor uns. Ach, dann kam immer wieder die Hoffnung zu mir und zauberte mir ein Wunder vor, daß er doch nochmals Gellung finden könnte. —

„O Mutter“, flüstert die Kranke, „wie kann das Leben so reich sein, so voll Schönheit, Liebe und voll edlen Schmerzes!“

Ein Ausdruck inständlicher Sehnsucht liegt über der jungen Frau.

„Du verstehst doch, Mutter“, sagt sie fast ängstlich, „daß ich nicht anders handeln konnte, und daß ich auch nicht unglücklich war, als ich die gleiche Krankheit in mir fühlte? Denn wie hätte ich sonst seine letzten Tage und Stunden ausbieten sollen und ihm die bessere Ruhe zeigen können?“

Ich weiß wohl: ich habe kein großes Wert vollbracht, und die Zeit meines Lebens, in der ich verbracht habe gut zu sein, war nur kurz, und mein Herz war so unruhig. Ich war auch nicht fähig, die Menschen zu lieben, wie wir sollten, ach, ich war nur fähig, den Einen zu lieben.

„Und du nennst dein Leben, das du da unten geführt hast, reich und glücklich?“ hört die Sterbende sich fragen.

Ein Seufzer entringt sich ihrer Brust.

„War mein Schicksal denn nicht gelehrt? Sätten wir denn die große Liebe kennen gelernt, wenn nicht der Tod unser Begleiter gewesen wäre?“

Der Feuerriesen von Sizilien.

Zum Ausbruch des Aetna.

Als vor etwa sechs Wochen aus Sizilien die Meldung kam, daß sich am Abhang des Aetna ein neuer Krater aufgetan habe, aus dem ein Strom glühender Lava sich bergamwärts ergoß, während aus dem Hauptkrater eine ungeheure Flamme zum Himmel loderte, da mußte man das als den Beginn einer großen und heftigen Eruption betrachten. War doch, nach vielhundertjähriger Erfahrung, ein großer Ausbruch wieder einmal fällig. Alle zehn Jahre pflegt sich im Durchschnitt die vulkanische Tätigkeit des Aetna, die auch in der Zwischenzeit niemals ruht, gewaltig zu steigern, und der ganze Berg ist gewissermaßen ein in Asche und Lava erhärtetes Zeugnis für diese in zehnjährigen Perioden sich äußernde vulkanische Gewalt. Jedenfalls ist der Aetna geologisch noch ganz jungen Datums: sein absolutes Alter wird nur auf 50000 Jahren angenommen. Mit zwei Stufen überhaupt geologisch jungen Ursprungs, so ist der Aetna sicherlich der jüngste Teil der Insel. Er begann seinen Kegele zuerst unterirdisch in einer ersten Nacht aufzubauen, die tief in die Dürste der Ewigkeit eindrang. Nimmt man an, daß, wie in den letzten drei Jahrhunderten, durchschnittlich alle zehn Jahre ein großer Ausbruch erfolgt ist, so würde der gewaltige Bergkegel, der 3270 Meter hoch emporragt, von rund 5000 Eruptionen aufgebaut worden sein. Man kann dabei annehmen, daß in den Jugendtagen des Vulkan die Ausbrüche noch häufiger und ungleich gewaltiger gewesen sind als in historischer Zeit. In dem eruptiven Aufbau gestaltet sich die Kegeleform des Berges keiner Zweifel; dieser einstige, ungeheure aber flache Kegele, dessen Umfang an der fast kreisförmigen Basis 145 Kilometer beträgt, erhebt sich ganz isoliert und fast ohne Verbindung mit den übrigen Gebirgen der Insel. Auch die Behauptungen, daß der Kegele fast ganz flach; nur der elliptische Zentralkegel erhebt sich aus einer Fläche von 300 Meter hoch mit einer Höhe von 20-30 Grad. Die Krümmung dieses Zentralkegels bildet der Hauptkrater, der einen Durchmesser von 600 bis 700 Meter hat, ein fächerförmiges Schlund, aus dem ständig gelblich-weiße Wolken von penetrantem, stechendem und ätzendem Schwefelgeruch emporsteigen. Diese Schwefelwolken wallen und brausen aus der unendlichen Tiefe empor und verhüllen den Ab-

grund gewöhnlich den Blicken der Wäutigen, die sich bis an den Kraterabhang gewagt haben. Unten im Schoße der Erde vernimmt man ein Zischen und Brausen wie aus einem unabsehbaren Feuerhügel, und nur selten zerleilt ein scharfer Windstoß die weißen Dämpfe, um die gegenüberliegende Kraterwand für einen Augenblick sichtbar werden zu lassen. Man sieht das Gestein, vom Schwefel mit gelb-rötlicher Farbe bedeckt, und in der Tiefe wallen riesige feurige Ströme.

Aus diesem Hauptkrater entleert sich aber niemals Lava; der feuerflüssige Strom steigt überhaupt nicht bis zur Höhe des Zentralkegels empor. Er durchbricht den aus losem Material aufgebauten Mantel des Berges, noch ehe die Lava bis zum Gipfel emporgestiegen ist. Unter Erdschütterungen und donnerähnlichem Getöse, wie es auch jetzt wieder der Fall gewesen ist, macht sich das feuerflüssige Magma Bahnstrich durch einen radialen Spalt, an dessen unterem Ende dann jeweils ein neuer Kegele entsteht. Solcher sogenannter Schmaroberkegel, deren Zahl am größten an der Südseite des Berges und in dem Viertel zwischen 1000-2000 Meter Höhe ist, gibt es rings um den Aetna mehr als 200, und jede große Eruption vermehrt ihre Zahl um einen oder mehrere neue. Diesmal ist, den ersten Meldungen nach zu schließen, der Spaltstrom zwischen dem Monte Rosso und dem Monte Bianco durchgebrochen, wobei es sich um das Gebiet am Nordostabhang des Aetna handelt. Auch am Südabhang des Aetna gibt es einen Monte Rosso. Dementsprechend ergießt sich die Lava auch jetzt in nordöstlicher Richtung nach Pinguaglossa und Castiglione, zwei klüftigen Ortsteilen, von denen das am meisten bedrohte Pinguaglossa allein schon 20000 Einwohner hat. Oberhalb der beiden Orte gibt es herrliche Weinberge, die sicherlich zum großen Teil durch den feurigen Strom vernichtet sein werden. Die südlich am Fuße des Aetna gelegene Großstadt Catania ist demgemäß durch die gegenwärtige Eruption nicht bedroht. Die letzte große Eruption in dieser Richtung war im Jahre 1868; das Vorkommen dieses Ausbruchs befindet sich ungefähr in der Mitte zwischen dem Gipfel und Pinguaglossa und bedeckt ein Gebiet dreimal so groß wie das Weichbild der Stadt Catania. Es ist seit genau 40 Jahren der erste große Ausbruch auf der Nordseite des Vulkan; seit 1883 sind alle bedeutenden Eruptionen auf der Südseite gewesen. Auch der gewaltige Ausbruch von 1910, das letzte katastrophale Ereignis in der Aetna-Geschichte, spielte sich auf der Südseite ab und machte den Ort Nicolosi sowie das westlich davon liegende kleine Borello heim. Dieser Ausbruch dauerte einen vollen Monat, vom 23. März bis zum 24. April 1910, und nahm seinen Ausgang von einer neuen, zwei Kilometer langen Spalte, längs deren eine Reihe neuer Krater entstanden. Ungeheure Lavamengen haben damals, vor nunmehr 13 Jahren, die fruchtbarsten Südabhänge des Berges verheert; der etwa 50 Meter breite Strom erreichte stellenweise eine Tiefe bis zu 100 Meter und stürzte an einer freien Stelle in Gestalt eines feurigen Falles 20 Meter tief ab. Dieser feurige Fall bot ein Naturwunder von überwältigender Eindringlichkeit; aber auch aus den neuen Kratern schoß tagelang ein riesenhaftes Brillanfeuerwerk aus glühenden Steinen, feuriger Lava und leuchtenden Dampf- und Staubwolken, das bei Nacht einen schaurigen, aber auch überwältigenden Anblick darbot.

Es kommt bei vulkanischen Ausbrüchen, auch beim Aetna, häufig vor, daß der Hauptkrater kleinere Ausbrüche um mehrere Wochen vorausgehen. Da das auch diesmal wieder der Fall war, so darf man hoffen, daß die unterirdischen Kräfte gegenwärtig ihre stärkste Auslösung gefunden haben, und daß das Unheil, das jetzt wieder über einen Teil der schönen Insel hereingebrochen ist, keinen allzu großen Umfang annehmen wird.

Vom Wein.

Von Franz Sales Meyer.

Wer will uns verwehren ein Gläslein in Ehren und ganz unter uns? Auf ein Glas Wein darf man schon haben; darf nur nicht zu tief hineinsinken. Der Wein muß die Lebendigen erfreuen, das steht schon in der Bibel. Nur das Zwielf ist ungesund und Mirra-Schaffig warnt: „Der ist nicht wert des Weines, der ihn wie Wasser trinkt.“ Nun ist ein Mensch zwar besser wie ein Fieber, aber man kann ohne beide leben.

Der heilige Gott hat nicht gewollt, daß edler Wein verderben soll, Drum hat er uns zu unsern Reben Auch den nötigen Durst gegeben.

Gottes Vornamhaftigkeit, die Schalkheit Verliebter, des Weltentrums Tiefe und deutscher Durst sind unergänzlich. Ja, der deutsche Durst war nie ein Schwächling, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was uns alte Chroniken von ihm vermelden. Dafür spricht auch die großartige Mannigfaltigkeit der ehemals üblichen Trankgefäße, von denen Fischer 43 mit Namen aufzählt. Außer den heute noch gangbaren Nö-mern, Seideln, Stögen, Schoppenkännlein und Kransen gab es Paßgläser mit aufgemalten Ringen, die als Maßstab beim Vortrinken dienten, Kummel ohne Fuß, die man leertrinken mußte, bevor man sie auf den Tisch stellen konnte, Angiter und andere Beziergläser, die zu leeren einen Kunstgriff erforderten. Gottfried Semper sagt: es scheint, als ob Mode und Beher-lahme für das Bedenken mit Hindernissen die unbedenklichsten, besonders Trinkstil benötigten Trankgefäße erfunden hätten.

Der Ritter Boos von Waldeck leerte einen mit Wein gefüllten Kurierstiefel auf einen Zug, verdiente sich damit das Dorf Süßelsheim und sprach: „Derr Rheingraf, ließ der Kurier nicht auch seinen andern Stiefel hier? was machen in einer zweiten Wette auch Röhreim gerne verdient hätte.“ (Parriss). Ein deutscher Freier,

der nach Welschland zog, schickte seinen Knappen voraus mit dem Auftrag, den Wein zu probieren und ein Est an die Tür zu schreiben, wo er ihn für gut befunden. Als der Sondierer auf Montefiascone den berühmten Mustateller fand, schrieb er Est Est an die Tür der Schenke. Wie die Sache ausging, lehrt die Inschrift des Grabsteins, den der Knappe seinem Herrn setzte:

Propter nimium Est Est Dominus meus mortuus est.

Der Franzose unterseidet zwischen Gourmand und Gourmet. Der eine ist der Schlemmer, der andere der richtige Genießer, der Kenner. Es gehört nicht viel dazu, zu wissen, daß Wein zu Wein sich verhalten kann wie Tag und Nacht. „Grüneberger, glaub' ich, heißt er; wer nicht acht gibt, den verreckt er.“ Um so beliebter ist weit und breit der Wein, gewachsen hin u. her am Rhein. Vinum Rhenanum est meum arcanum. Vinum Rhenense est gloria mensae. Vinum de Rheno laudamus in pleno. Aber es gilt noch andere gute Tropfen: Frankenwein — ein Krankenwein, Burgunderwein — ein Wunderwein, Tofarwein — ein Feuerwein. Asti spumante — ein Wein für die Tante um. Früher war es umständlich, den fremden Weinen beizukommen; der neuzeltige Verkehr bringt sie uns ins Haus und kluge Leute behaupten sogar: „Wo der beste Wein wächst, da trinkt man den schlechtesten.“ Ein guter Wein braucht kein ausgefuchtes Reitz; die richtigen Weinmosen erfunden die Quellen ohne Wundersprüche.

Die Nordgrenze des Weinbaues zieht von der Loire über Bonn und Meisen. Was unweit dieser Linie erwächst, ist mit Vorsicht zu genießen. Auch noch weit nach Süden herein gibt es Hänge, die Gottes Sonn nicht feurig genug kitzeln und ihr Ertragsamt geht im Volksmund als Sauremus. Der ist dann recht zum Strumpfsticken, als Kompetenzmein, für das Gebilde und lästige Besucher. Ein fahrender Schüler, dem der Vater Kellermeister einen Trunt kredenzte, warf mit Vinus bonus um sich und sagte, als er fertigert wurde: „Mag sein; ich richte mein Latein gewöhnlich nach dem Wein.“

Der Wein hat wie alles seine zwei Seiten. Wein Glas mit altem Wein, feiert neues Leben ein, aber bei guten Tagen und Wein, will auch das Bodagra sein. Der Wein erheit das Menschenherz, aber er schadet dem Geldbeutel. Der Wein trinkt schmachtende Herzen und macht sie frisch und blank, aber im Wein ertrinken mehr Leute als im Wasser. Der Wein hat Schultern, große und stark, wirft Sorg und Plage und allen Quark mit Saus und Braus zum Haus hinaus; aber wer täglich im Weine schwimmt, ersinkt schließlich darin. Wein hilft dem Alter an die Weine, aber viele lassen es nicht soweit kommen, weil sie der Meinung sind:

Trink ich Wein, ist's mein Verderben, Trink ich Wasser, muß ich sterben; Ob verdorben, ob gestorben, Käuft ja doch auf eins hinaus.

„Der Wein lichtet des Erdgewimmels verworrenes Irgehirn.“ Er ist der heilige Geist der Poeten. Als die Menschen nur Korn bauten und noch keine Reben, war für Laten kein Sporn, für Reben kein Schwung gegeben. Nach Horaz enthält der Wein die Geheimnisse, lehrt den Hoffnungen Erfolg, entlastet die Mühseligkeit und drängt Feiglinge in die Feldschlacht. Das beweist, daß dieser Römer nicht nur ein Weinkenner sondern auch ein Menschenkenner war. Welt der Wein Geheimnisse enthält, so hat man ihn als Wahrer verfahren. In vino veritas wird von Rüdert überliefert: Die Wahrheit ist im Wein; das heißt, in unsern Tagen muß einer betrunken sein, wenn er soll die Wahrheit sagen. „Der Wein erfindet nichts, er schwagt's nur aus“, belehrt uns Graf Jfolan. Der Wein ist kein Narr, aber er macht Narren. Der Wein ist ein Spiegel des inneren Menschen. Er läßt die Blüten und Stammen aufstauen, macht die Dreisten groß und kraftig, die Verliebten schwärmerisch, die Saunken rührselig, die Alten jungfräulich und jugendfeurig. So wird der Wein zum Glättstein des Trübnißs und zum Wehlein des Stumpfsinns (Rüdert). Drum schenkt ein den Wein, den golden; wir wollen den grauen Tag uns vergolden!

Der Wein hat viele Freunde, der Weinstod viele Feinde. In den Wurzeln zehrt die Reblaus, an den Früchten der Saurewurm, auf dem Blattwerk machen sich Pilze breit. Die Kupferfallbrüche macht den letzten das Dasein schwer, den Sprihern grüne Hosen und Güte, den Klüßen das Bauchweh, wenn sie mit Reblaus gefittet werden, und den kleinen Kindern ebenso, wenn sie Milch von diese Klüßen trinken. Der Wein bleibt unbedeutend.

Es gibt böse Menschen und Wingervereine, die den Wein verschlechtern, während sie vorgeben, ihn zu verbessern. Wein soll wie ein Heide sein, der noch keinem Missionar unter die Hände kam.

Beim Hochzeitschmaus zu Kanaan Ward Wasser ein in Wein verwandelt. Ein Weimwirt ist kein frommer Mann, Der umgekehrt wie Jesus handelt.

Büchlich genommen sind wir oft genötigt, Wasser in unsern Wein zu gießen. Im übrigen empfiehlt es sich nur dann, wenn man eine Gesellschaft holden Damen mit Glühwein regalisieren will. Das Rezept zum Letzteren ist folgendes:

Nimm Wein von Burgund Und Zucker ein Pfund, Zitronen und Zimmt Und was man so nimmt, Gieß' Wasser hinein Und braue es fein!

Unser Herrgott selber meint es nicht immer gut mit dem Rebstock. Einmal schick er die Kätle, ein andermal die Wärme zu spät. Im Winter künnte es hageln wie, es wollte, aber wenn die schönen Traubenbeeren zerplatzen werden, ist es schon ein Jammer. Wir sind gefährdet, wenn wir lesen, wie Hans Rosenblüt um Jahr 1440 den Wein der Gnade Gottes empfing:

Nu behüt dich Got vor dem Hagelkeim Und vor des kalten reiffes Frost, Du ganze Ladung, du halbe Kost! Nu müssen alle die selig sein, die da gern trinken wein!

